

Edlef Köppen und die literarische Darstellung des Ersten Weltkrieges

Vortrag in Genthin am 23. 9. 2013

Die Fülle der Romane, der sachlichen Darstellungen, der Tagebücher, Briefe, Einzelerlebnisse, der offiziellen Meldungen, der Berichte, die hauptsächlich während des Krieges und der Zwischenkriegszeit von 1914 bis Mitte der dreißiger Jahre erschien, ist kaum noch zu überblicken. Aber es gibt bleibende Schriftdokumente, die man auch hundert Jahre nach dem Geschehen mit Ergriffenheit und im Respekt vor ihrer gültigen Aussage lesen kann. Doch erst wenn man wertende, kritische Maßstäbe darstellerischer Qualität den Publikationen anlegt und sich nicht an Auflagenziffern orientiert, wird deutlich, daß es eigentlich nur wenige Autoren sind, die bleibende literarische Beachtung erlangten und behaupten werden. Zu diesen hervorstechenden Werken gehört auf der Seite der Antikriegsromane der „Heeresbericht“ von 1930 (zweite Auflage 1932) des Schriftstellers Edlef Köppen und auf der eher heroisierenden Seite des Krieges das beeindruckende Werk „In Stahlgewittern“ von Ernst Jünger. Um Relationen zu Köppens „Heeresbericht“ herzustellen, sollte man eine strenge Auswahl vornehmen, die sein Werk ergänzen können oder seine Konzeption verständlich machen. Dazu gehört sicher Jüngers

Darstellung¹, aber auch Richard Dehmels Tagebuch des Krieges „Zwischen Volk und Menschheit“ von 1919, Ludwig Renns Darstellung „Krieg“ von 1929 oder der noch später, nämlich 1935, veröffentlichte Roman „Erziehung vor Verdun“ von Arnold Zweig. Sie alle verdienen noch immer unser Interesse, wenn nicht gar unsere Bewunderung. Doch der Weg zur literarischen Anerkennung ihrer Werke nahm eine unterschiedliche Bahn. Je näher die hundertste Wiederkehr des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges rückte und je genauer die reiche Literatur der Zwischenkriegszeit erforscht wurde, je intensiver wurde Köppens Antikriegsroman beachtet. Der Erfolg Köppens und die bleibende Bedeutung seiner lebendigen Darstellungskunst beruht einmal auf einer für seine Zeit neuen schriftstellerischen Technik, der Montage, für die es damals erst wenige Vorbilder gab, und auf der ethisch verantwortungsbewußten Vergegenwärtigung des Kriegsgeschehens. Im „Heeresbericht“ finden sich weder nationalistische Appelle noch eine Herabwürdigung des Gegners, der ja den gleichen unmenschlichen Bedingungen der Schlachten an den Fronten ausgeliefert war wie die deutschen Soldaten.

Erst im Jahre 2011 wurde an der Münchner Universität von Franziska Gebauer eine Magisterarbeit verfaßt, die sich mit der Montagetechnik in Köppens Roman auseinandersetzt. Köppen geht nicht nur deshalb in seiner Darstellungskunst weit über die sogenannte Neue

¹ Dazu habe ich in einer anderer Publikation hingewiesen.

Sachlichkeit hinaus und verbindet literarische Prinzipien eines Entwicklungsromans mit der Unmittelbarkeit einer Schilderung des Kriegsgeschehens, glaubwürdig ergänzt durch die Momentaufnahmen der Not wie der Stimmung der Bevölkerung in der Heimat.

Psychologische Vertiefung der persönlichen Erlebnisse und Dokumentation durch zahlreiche variantenreich ausgewählte zeitgeschichtliche Quellentexte appellieren nicht allein an pazifistische Gefühle, sondern rufen auch zum kritischen Durchdenken der historischen Geschehnisse auf, die zum Kriege führten. Die Skala der Reflexe und Reaktionen der literarischen Berichte reichen von verblendeter Propaganda, moralischer Oberflächlichkeit, die zur Verdammung eines ganzen Volkes führten, zu Haß und Verachtung bis zur menschlichen Tragik und bleibenden Erschütterung. Und gerade die Beobachtung der menschlichen Qualen im Kriegsgeschehen auch an sich selbst führten zum engagierten Pazifismus des Schriftstellers Köppen.

Noch in der als Tondokument erhaltenen Lesung Köppens der packenden Schlußszene seines Romans spüren wir selbst noch in der Erinnerung die echte Empörung, die tiefe Verzweiflung der menschlich bewegten Stimme über die sinnlose Fortsetzung des nicht mehr zu gewinnenden Krieges.

In den Szenen der Angriffe, der Truppenverlagerungen, der Rettung der Verwundeten, der Bergung der Toten, des feindlichen Trommelfeuers, des gezielten Tötens greifen Angst, Entsetzen, Wut, Selbstaufgabe, Haß,

Mitleid, Fatalismus, Schmerz, Erschütterung zu einem schauerlichen Bild ineinander. Doch im Roman, als Ganzes betrachtet, wird die einheitliche Erzählperspektive eines Frontberichts aufgegeben. Mit der Darstellungsweise eines simplen linearen Geschehens oder der personifizierten Leidensgeschichte konnte sich Köppen nicht zufrieden geben. Dafür spricht schon die Aufgabe seines ursprünglichen Planes, das erlebte tödliche Abenteuer des Krieges auf die Bühne zu bringen. Natürlich stellt Köppen in seinem „Heeresbericht“ auch die Stufenfolge einer Entwicklung vom Kriegsfreiwilligen zum Pazifisten dar, aber dieses Nacheinander der Einstellung zu dem erlebten Krieg wird vom Schriftsteller Köppen eingebettet in ein politisches und militärisches Ringen von Großmächten, das den Einzelnen lenkt, das ihn in seinen Einsichten beeinflusst, durch Propaganda und platte Verheißungen eines sicheren Siegfriedens betrügt, das ihn weiter zum Kampf vorantreibt, ohne Rücksicht auf die zwangsweise zu erbringenden Opfer.

Der Krieg im Spiegel von Köppens Briefen von der Front

Wer sich mit Edlef Köppen als Mensch und als Schriftsteller beschäftigt, der spürt die Intensität seines Erlebens an der Front in den so gefährlichen Standorten seiner Artillerieeinheit, auf den Beobachtungsposten und Meldegängen. Erst mit der Kenntnisnahme seiner Briefe von der Front an seine Vertraute Maria Fellenberg, der Freundin und späteren Ehefrau Hermann

Kasacks, werden die sich allmählich wandelnden Einstellungen zum Kriegsgeschehen viel stärker als persönliches Erleben sichtbar und als Ansatz einsetzender Reflexion deutlich. Deshalb sind sie als entwicklungspsychologisch zu verstehender Vorlauf des Romans und als Ergänzung zum „Heeresbericht“ erforderlich, diesen Briefwechsel zur Kenntnis zu nehmen, um den Aufbau des Romanwerks zu verstehen.

Solange das Gefühl der freiwilligen Meldung zum Heeresdienst anhielt, erschien das Echo des Kriegsgeschehens eher als beiläufig oder folgte dem durch die Phrasen der Aufbruchstimmung im August 1914 vertrauten Ton der Begeisterung. Am 31. August 1914 schrieb Köppen aus Burg (bei Magdeburg), wo er ausgebildet wurde, unmittelbar vor dem Transport an die Front an Maria Fellenberg:

„Meine Freude ist groß, riesengroß! Trotz den Schlappen, die sicher noch öfter kommen werden, trotz den vielen ernsten, trauernden Gesichtern gehe ich freudig hinaus. Es ist ein Gefühl, so erhebend, so heilig, wie ich es nie hatte: Mit seinen Fahnen, mit reinem deutschen ! Gewissen hinein in die Schaaren unserer elenden Feinde! Mögen sie auch noch so zahlreich kommen. Sie werden alle erkennen müssen, daß Deutsche nicht zu zertreten sind. Wo auch Hunderte fallen und verbluten – werden Tausende neu erstehen. Ein heiliger Krieg ! ... und – das glaube ich ganz, ganz felsenfest – ein heiliger Sieg!“

Als er das schrieb hatte Köppen noch keinen seiner Feinde zu Gesicht bekommen und auch nicht einen Toten mit klaffender Wunde sehen müssen. Noch fast drei Monate später, am 17. November 1914, als seine Einheit östlich von Arras lag, hatte sich seine Stimmung nicht verändert:

„Mir geht es immer gut hier. Und zu wenig Arbeit. Könnte ich nur lesen hier und arbeiten. Es geht hier nicht. Es gibt kaum mal eine Zeitung, in der etwas Vernünftiges zu lesen ist. Aber ich klage nicht. Ich danke nur. Und ich bin ganz voll Zuversicht. Es gehe wie es gehe. Alle Abend und alle Morgen ist mein Herz voller Dank...“

Unterzeichnet mit „Dein glücklicher Edlef.“ Nachhaltig getrübt erscheint dieses Bild auch noch am 3. Dezember nicht, und Köppen wiegelt sogar ab, daß man sich zu Hause „viel schreckliche Vorstellungen vom Leben hier“ mache. Doch so unberührt gelassen, wie er vorgibt, hat ihn das Kriegsgeschehen dennoch nicht, denn wir können uns bereits eine mehr als ausreichende Vorstellung machen, von dem, was er in den ersten Monaten erlebt haben mußte:

„Trotz all der Trauer und dem oft unsagbar Furchtbaren hier ist mir alles ganz Glück! – Wir wollen reden davon, wenn wir uns alle erst wieder sehen.-“

Zwanzig Tage später finden sich dennoch ernste Töne in seinem Schreiben:

„Ich habe so oft in den letzten Tagen mit brennenden Augen vor den Toren des Todes gestanden – viele Kameraden um mich fielen – zerrissen von feindlichen Granaten – immer blieb ich unversehrt – ich werde auch fernerhin gnädig behütet bleiben...“

Doch eine solche optimistisch-naive Haltung wich Anfang Januar 1915 dem aufziehenden Ernst unter dem dunkler werdenden Schatten des Todes:

„Sehnsucht – glühende Sehnsucht von Tag zu Tag. Überall lodert sie in mir auf, schreit durch die Nächte – weint manch mal durch die Tage, wenn ein Augenblick zum Ruhigsein und zum Lauschen entsteht, mitten heraus aus all der Qual und dem Morden und der grenzenlosen, unfaßbaren Traurigkeit, die uns jede neue Stunde Krieg eingeben muß. Herrgott, wenn doch nur bald alles zu Ende wäre!“

Mit diesem Wunsch stand er nicht allein. Auch Richard Dehmel, der sich als bereits berühmter Schriftsteller, der nie gedient hatte, noch mit 51 Jahren freiwillig zum Dienst an der Front meldete, bekannte bereits im Dezember 1914 in seinem „schrecklichen Tagebuch“:

„Weil wir selber den Krieg satt haben, halten wir auch die Gegner für mürbe; und ihre Feldsoldaten sind es wohl auch. Aber zu Hause redet man andere Töne, da

will man England `bis aufs Mark demütigen`; und drüben Deutschland natürlich auch.“²

Und der Briefschreiber Köppen spricht auch an, was im Hintergrund seiner Sehnsucht steht, geliebte Menschen, und was diese Unruhe, das Traurigsein hervorruft. Im Brief vom 6./7. Januar 1915 heißt es ganz kurz:

„Diese Zeilen schreibe ich auf Wache. Seit 48 Stunden ohne Schlaf. In uns allen zittert die Erwartung eines Alarms, der stündlich kommen kann ! – und uns ins Ungewisse eines Kampfes ruft.“

Am 27. Januar verstärkt sich dieses Bild der unaufhörlichen Anspannung, der ständigen Gefahr, des permanenten Dienstes und des ewigen Bangens um das eigene Leben:

„Drei Tage immer schießen, immer Krach auf Krach aus unseren und feindlichen Geschützen, da beben alle Herzen langsam auf. Man fühlt erst danach – wie nahe man immer dem Sterben hier ist... Man fühlt aber schon dabei etwas wie ein Schreien aus tiefer Seele, etwas, das klingt über alles: --- warum kann man denn nicht leben!!!!!!“

Obwohl er sich bis November 1914 mit Schilderungen des Krieges dennoch sehr zurückgehalten hatte, bricht am 2. Februar 1915 dann doch der Schrecken durch,

² Dehmel, Richard: Zwischen Volk und Menschheit, Kriegstagebuch, Berlin 1919, S. 107.

und Köppen beschreibt seinen typischen Tag als Artillerist bei Granatbeschuß aus feindlichen Stellungen. Das zu erleben stellt kein Abenteuer dar, und dabei vergeht jeder jugendliche Opfermut, jede Gleichgültigkeit und jedes naive Gottvertrauen, unversehrt zu bleiben:

„Es gibt vieles hier, was entsetzlich quält. Manchmal des nachts denke ich...: Tagsüber sitzt man lauend am Geschütz und sieht, wie eine Granate nach der anderen brüllend vor uns einschlägt - - Erst weit, 100, 150 Meter ... Dann immer näher.. 50 mtr .. 25 mtr .. 15 mtr und dann, dann - - dann gehen einem plötzlich die Augen auf .. da, da ist ja der Tod .. 5 mtr. – Nun – nun, -- die nächste wird Dich treffen – 5 mtr – Sie muß ja kommen – Dann bist Du also – tot – Für Dein Vaterland gestorben ---- Tot.- Und – und Deine Ruth?? Deine !!? Eltern – Bruder, -- Verwandte – alle lieben Freunde – Das ist alles eine Minute – ach! Sekunden nur --- Dann ist alles wieder klar – dann leuchten die Augen.. Dann horcht man auf den Befehl -- ‘Feuer--` und zieht das eigene Geschütz ab – alles bebt.... Und dann lächelt man. Mache einen Scherz – Alles ist vergessen – Dann schlägt einem das Herz so schnell, Oh Glück, Soldat zu sein !!! -- Tod – Du kannst mich doch nicht erschrecken – Du, Tod !! Bruder !! Nicht wahr – Du bist gut ? Nicht wahr. Du bist – auch ein Engel unseres Gottes ... Das macht schwach.. Nicht Furcht !! Ich fürchte mich jetzt vor nichts mehr.. Aber es macht schwach.. Dieses Hin- und Herpendeln zwischen Tod und Leben – “

Das kann bereits als Vorgriff auf die Darstellungsweise seines Romans aufgefaßt werden. Es gibt im „Heeresbericht“ mehrere Szenen, welche dieses Näherkommen der Gefahr aufnehmen, zum Beispiel in der Schilderung einer Kavallerieattacke³.

Diese Stimmungslage in der Ungewißheit überfällt ihn nun öfters, und sie belastet, zwingt zur Einsicht, denn der Krieg hat sich nun unverhüllt durch Phrasen und Selbstbetrug in seiner wahren Gestalt und nicht mehr unterdrückbar zu erkennen gegeben:

„Meine Gedanken, mein Denkvermögen, ist auch so minderwertig jetzt .. Himmel, wenn doch der Krieg erst ein Ende hätte!!!“

Nach der zuvor geschilderten Kampfszene unter Granatbeschuß kann auch kein pathetisches Ausrufen mehr folgen. Während er kurz zuvor noch Rilke las und sich auch noch Bücher von René Schickele erbittet, so möchte er wenige Tage darauf von Maria Fellenberg „Die Stunde der Sterbenden“ von Hans Johst, einem Kriegsfreiwilligen, einem Nationalisten und späterem Nationalsozialisten erhalten. Doch die Erlebnisse mit der leidenden und sterbenden Kreatur an seiner Seite oder die Stunden der Lebensangst bewahrten ihn nicht vor einem Rückfall in alte Phrasen. Am 12. Juli 1915 schrieb er kaum noch glaubwürdig, um Maria Fellenberg über das Leid ihrer schwerkranken Mutter hinwegzuträsten:

³ Vgl. „Heeresbericht“, Erstausgabe, Potsdam 1930, S. 214.

„Zwinge Dich innerlich dazu, ein – deutsches Mädel zu sein. Das zu jedem Opfer fähig ist. Denk an die vielen, die das Liebste, was sie haben, ihrem Vaterlande tagtäglich opfern – ohne Krieg – und ohne Schwachsein. – Das ist deutsch! Und das ist gut!“

Damals suchte Köppen noch im Glauben Zuflucht, wie er am Abend des 26. Juli 1915 schrieb:

„Wie schlimm ging es mir da vor 1½ Jahren. Ich hatte ganz Gott verloren. Tausend Zweifel quälten mich. Ich fand kein Vertrauen zu einem Wesen, das uns alle regieren soll. Erst der Krieg machte alles anders. Als ich die ersten Toten sah – ich weiß das noch wie heute – da kam mir plötzlich eine Erkenntnis. Und als das erste Mal eine Granate vor meinen Augen 8 Kameraden zerriß, die damit beschäftigt waren, Weihnachtspakete zu verladen – da besann ich mich --- Und dann lernte ich langsam glauben.“

Als Köppen dann im Oktober das Eiserne Kreuz verliehen bekommt, blühen die Überzeugungen des Jünglings noch einmal auf – jedenfalls schreibt er das seiner Freundin Maria am 26. Oktober 1915:

„Ich werde natürlich immer vernünftig und vorsichtig sein. Aber das Eiserne Kreuz allein, das ich seit Tagen tragen darf, verpflichtet mich dazu, meine Pflicht bis zum Ende zu erfüllen, wo immer man mich hinstellt.

Schonen wird man mich nicht, weil man weiß, daß ich etwas leisten kann. Und dafür bin ich auch dankbar.“

Natürlich betont Köppen trotz allem, daß die Sehnsucht nach Leben das Größte in ihm sei. Das mag als Hinweis darauf deuten, daß er in seinen Briefen an die Vertraute nicht alles sagt, was durch seinen Kopf geht, sie nicht belasten will mit seinen schauerlichen Erlebnissen.

Zwar erwähnt er, wie schwer der Tod seines und Kasacks Freund, Gerhard Lepsius, empfunden wurde, aber er verzichtet darauf, sie mit den schweren Stunden zu konfrontieren, an denen er seine Gedichte für „Die Aktion“ schrieb oder die verzweifelten Verse „Loretto I“ für Hermann Kasack verfaßte. Manchmal bricht es aber in ihm durch, und er bekennt unumwunden, etwa im August 1916, daß es selbst auf Urlaub nicht mehr so ist wie früher und:

„...vielleicht merkt man erst später ganz, wie einen der Krieg vollständig zerrüttelt ! Ich kann kaum 5 Minuten lesen - dann bin ich fertig. Ich mag nicht schreiben – mag manchmal nicht ausgehen, trotzdem ich mich allein in meinem Zimmer bedrückt und unsicher fühle. Ich möchte schlafen – immer schlafen. Alles kommt mir alt – tausendjährig vor – “

Und Hermann Kasack bestätigt dieses Bild Köppens und seiner Zerrüttung, deren Druck seine Nerven eines Tages nicht mehr standhalten werde. Am 8. September schrieb Kasack von einer Begegnung mit Köppen:

„Edlef ist ja so !! fertig. In manchen Momenten, Stunden geradezu beängstigend. Er hält den Dienst wirklich nur mit Mühe aus, außerdem: seine Nerven – man ist dann so hilflos – ihm gegenüber.“

Unter solchen Umständen erscheint es durchaus als realistisch, daß Köppen sich bereits Anfang 1917 in einem Brief an Maria vom 15. Januar Gedanken über seine Zukunft machte:

„Es hat keinen Sinn zu klagen. Mir wird bitter klar, daß ich durch den Krieg nichts, nichts gewinne – daß ich im Frieden mich einfach noch einmal auf die Schulbank setze und von vorn anfangen. Und ob es möglich ist, einem Menschen, der im Felde das Letzte an Grauen und Tod und Vergänglichkeit erlebte und dadurch reif wird, noch einmal Schulweisheit zu predigen, wird man eben der Zeit überlassen müssen.“

Im August und September 1917 mußte Köppen erkennen, daß der Krieg noch lange nicht zu Ende gehen wird und er „hier draußen noch vegetieren“ muß. Und am 26. September 1918 klingt es der Verzweiflung nahe wenn er schreibt:

„Angriff – ich habe nichts gerettet als mein Leben und die paar Sachen, die ich zufällig am Leibe trug. Maria -5 Minuten länger - dann säße ich jetzt als Gefangener irgendwo – ...Ich mag nicht davon erzählen. Kannst Du verstehen, was es heißt, zwischen eigenen und feindl. Maschinengewehren hindurchlaufen zu müssen – daß

man dann am Ende seines Verstandes und seiner ganzen Kraft steht!“

Das Bild, das er seiner Freundin zumutet, wird nun nicht mehr freundlicher, die Wirklichkeit nicht mehr schonungsvoll verpackt. Am 29. April 1918 hatte er bereits hoffnungslos, auf die militärische Lage anspielend, erläutert:

„Wir haben grenzenlose Schwierigkeiten hinter uns. Tag um Tag Mensch..., hinein ins Ungewisse – hungernd – frierend – immer reiten u. reiten. Des Abends auf dem kalten Boden oder in nasses Stroh gelegt – keine Post. keine Verbindung mit der Heimat – oh – ich habe mich gequält wie selten in diesen furchtbaren Jahren.“

Die Schilderungen umfassen auch die zerstörte Umwelt, die zerschossenen Dörfer, die von Granaten zerwühlten Felder, so am 2. August 1918:

„Oh – wenn nicht alles so furchtbar wäre. Allein wenn man die Landschaft hier sieht – diese zertretenen, auf gemeinste, rohste Weise einfach zerstampften Dörfer – dann glaubt man, man könne es nicht mehr ertragen. und dann all die Toten – all den Jammer.“

Endlich am 21. November 1918 kann Köppen das Ende der Kampfhandlungen und seine wahre Stimmung beschreiben:

„Weißt Du, es ist etwas Ungeheures!, ist ein ganz unsagbares Gefühl --: LEBEN... Nach vier Jahren Tod nun endlich! Als sei eine neue Menschwerdung geschehen. Ich sitze zu Hause in meinem Zimmer, bei meinen Büchern, an meinem Schreibtisch – und niemand befiehlt. Und niemand ruft. Ich tue, was ich will. Ich gehe durch die Straßen. Oder in den Wald.— Und niemand jagt nach mir. Niemand schießt. Nirgends liegen Tote oder weint ein zerbrochener Mensch...“

Keine Klage über die Niederlage steht in den letzten Briefen, keine Formeln des Trostes über die vergeblichen Opfer, den Zusammenbruch der Monarchie. Glück strahlen die letzten Briefe aus über das Ende des Mordens und der Zerstörung. An anderes als an das gütige Schicksal, sein Leben gerettet zu haben, konnte man vorerst nicht denken.

Rudolf Borchardt als Köppens Lektüre

Vor einem Jahr gelang es mir unverhofft, aus dem Antiquariatshandel ein Werk aus Köppens einstiger Bibliothek zu erstehen. Es handelt sich um die seltene Erstausgabe von Rudolf Borchardts Werk: „Der Krieg und die deutsche Verantwortung“, erschienen mitten im Weltkrieg beim S. Fischer Verlag 1916 in Berlin. Auf dem Vorsatzblatt mit dem Signet des Verlages befindet sich die Signatur des Unteroffiziers Edlef Köppen. Das Werk, als Rede auf Urlaub des Infanterieoffiziers Borchardt im Februar 1916 entstanden, ist unter verschiedenen Aspekten interessant: Zum einen gibt es

die Ansichten eines bedeutenden Schriftstellers wieder, der darauf im Generalstab diente, und zum anderen war Borchardt bereits als Lyriker und Prosaautor berühmt. Er schrieb, und das ist für die Beurteilung seiner Ansichten wesentlich, aus der Verantwortung eines Vertreters der unwidersprochenen geistigen Traditionen Europas und seiner humanen Bildungspotentiale heraus. Schon ein Jahr zuvor hatte er eine erste Rede der Besinnung angesichts des Krieges gehalten mit dem Titel „Der Krieg und die deutsche Selbsteinkehr“, die den kriegsbegeisterten Vertretern eines Siegfriedens nicht sonderlich gefiel.

Bereits auf den ersten Seiten der Rede finden wir Unterstreichungen von Köppen, so bei dem Hinweis, daß der Krieg

„so viele Stimmen der deutschen Literatur bis zur völligen Entseelung schwächt, und nirgends erbarmungsloser schwächt als wo sie sich in neuen Ton mühselig oder halbgeschickt hineinzuzuqälen sucht – dieser Krieg hat anderen keine neuen Stimmen zu verleihen brauchen, sondern ihre alten so zu verstärken, daß sie nun plötzlich überall hindringen, wohin er sie tragen will.“⁴ Auch schiene es „den heilen und schöpferischen Kräften nicht verantwortlich genug, sich in der prosaischen Periode und der Phrasierung des Gedichts, oder den Geschehnissen des Romans und Dramas zu erschöpfen.“

⁴ Borchardt, Rudolf: Der Krieg und die deutsche Verantwortung, Berlin 1916, S. 11, nur der erste Teil des Satzes wurde unterstrichen.

Borchardt betont, er wolle das „Opportune“ verschmähen, das, was die Zeitung, das Tagesgespräch, der Nachbar tagaus tagein bietet.⁵ Und Borchardt konstatiert:

„Wie im Geographischen und Politischen so im Sittlichen, scheint alle Grenze und das Regelnde aus ihr geschwunden, eine gärende und glühende metallene Speise, leidenschaftlich und bitter leidend, liegt das Erbe unsäglicher Geschichte und unvergleichlicher Gesittung da, und verlangt nach Form. Keine Formen sind ihm selber zu entnehmen, und in die alten ist es nicht zurückzuzwingen: Berghoch steht die Lava darüber und raucht.“

Der Krieg ist also mit den herkömmlichen schriftstellerischen Mitteln nicht mehr darstellbar.

„In unserem Inneren können diese Formen entstehen, aus unserem eigenen Willen, aus unserer Freiheit und unserem unbewußten Gesetz, aus den Kräften unserer Seele.“⁶

Illusionen gab sich Borchardt über den Ausgang des Krieges nicht hin, ohne voraussagen zu wollen wie er endet, auch wenn er noch an einen deutschen Sieg glaubte. Auf alle Fälle wird sich das Bild Europas wandeln: Es sei geradezu frevelhaft

⁵ Ebd. S. 14.

⁶ Ebd. S. 15.

„mit der Möglichkeit zu rechnen, daß dieser Krieg. seit der Völkerwanderung das größte Abenteuer der okzidentalen Menschheit ausgehen könnte, ohne die Machtbereiche und Machtverhältnisse der europäischen Völker durchaus zu verwandeln...“

Und so wird „das Gefühl der Verantwortung für Europa“ beschworen, und natürlich denkt er noch, daß von Deutschland diese Verantwortung wahrgenommen werden müsse.⁷ Das „weltgeschichtliche Ereignis“ müsse in seinem Umfange begriffen werden. Und es liest sich wie ein bleibender Appell an die Öffentlichkeit, wenn es heißt:

„Wir alle haben gelernt, was hier in der Heimat, wie es scheint, noch gelehrt werden kann – das Verzeihen. Wir glauben nicht, daß uns Lebenden und Toten gelohnt werden kann, was wir dahingeben und dahinzugeben bereit sind.“⁸

Borchardt sprach sich, als die Propaganda des Alldeutschen Verbandes und der Kriegsbegeisterung noch in Vorstellungen schwelgte, weite neue Gebiete zu erobern, gegen Annexionen aus. Und er zitierte in diesem Zusammenhang Jean Paul, daß junge Leute oft den Irrtum begängen, Menschen dadurch gewinnen zu wollen,

⁷ Ebd. S. 24.

⁸ Ebd. S. 43.

„daß sie die eigenen Vorzüge vor ihnen ausbreiteten; sie wüßten nicht, daß man den Menschen gewonnen haben müsse, bevor man seine Vorzüge sichtbar mache.“⁹

Es spricht für den Einfluß von Borchardts Lektüre, daß Köppen, bei aller Anfangsüberzeugung, daß das Reich den Krieg gewinnen werde, niemals in chauvinistische Tiraden verfällt oder den Feind jenseits der eigenen Linien diffamiert. Hervorkehren möchte ich für seine glaubwürdige innere Gesinnung eine Szene aus dem „Heeresbericht“, da er, Köppen-Reisiger, und hier ist die Parallelsetzung sicher erlaubt, sich einem toten Franzosen in nächster Nähe gegenüber findet. Der Anblick erschreckt ihn zuerst, und als er den Toten näher betrachtet, wird er ihm unheimlich. Es wird ihm die innere Verwandtschaft mit dem Gefallenen bewußt, als er beim regelmäßigen Aufscheinen von Leuchtkugeln unmittelbar vor seinem Trichter auf einem von Granaten aufgewühlten Kampfgelände in Frankreich fast zwanghaft in das Gesicht des vor ihm liegenden Toten schauen mußte:

„Ich ruckte hoch und starrte ihn an. So nahe, daß ich glaubte, unsere Köpfe müßten zusammenschlagen. Er rührte sich nicht. Die Leuchtkugel war aus. Mir wurde entsetzlich übel. Ich kroch ins Loch zurück, wußte: der ist tot. Ich habe nun inzwischen viele Tote gesehen, auch viele Kameraden. Aber dies hier war unerträglich grauenhaft. Immer wieder Leuchtkugeln und immer

⁹ Ebd. S. 46.

wieder das Gesicht. Und jedes Mal wurde es mir bekannter, und jedes Mal hafteten mehr Einzelheiten. Schließlich kam ich auf den irrsinnigen Gedanken: Der Tote da neben mir sieht ja genauso aus wie ich. Jetzt war ich so weit am Ende meiner Nerven, daß ich aufspringen und einfach losbrüllen und zurücklaufen wollte. Gott sei Dank rief in diesem Augenblick das Telephon.“

Die Szenerie wirkt tief erschütternd und zeigt unverhüllt den Krieg als grausames Instrument zum Mord an einem Nächsten in der Dimension der Selbsttötung.

Seine sich während des Krieges entwickelnde und sich festigende pazifistische Überzeugung bewahrte Köppen gleichermaßen vor den kommunistischen Spielen des Klassenkampfes wie vor den chauvinistischen und rassistischen Haßtiraden der Nationalsozialisten. Vor allem, was man an Köppen bewundern muß, er blieb standhaft. Für den Elfenbeinturm der Gelehrtenwelt war er ebenso wenig geeignet wie für den individualistischen Rückzug in die Bildungsideale der humanistischen Welt. Borchardts Vorstellungen von einer den humanistischen Idealen zustrebenden Jugend nach dem Kriege hatte Köppen wohl noch nachvollzogen, wenn er bei Borchardt las:

„Die geistige Produktion, und als ihr höchster Ausdruck die Poesie, tritt in das alte von Goethe und Schiller ihr vererbte Recht, die Verantwortung für jede vor ihr stehende Jugend zu übernehmen, von nun an wieder ein

und setzt sich vor, durch ihre Schöpfung und ihre Gestalten das geistige Leben der Nation zu führen.“¹⁰

Borchardts Optimismus war ehrenvoll, aber er sollte der Wirklichkeit nicht standhalten. Die bürgerlichen Tugenden, die humanistischen Ideale und Wertvorstellungen begannen sich aufzulösen. In den Darstellungen vieler Schriftsteller deutet sich das bereits an.

Das Bild des Krieges und der Krieger bei Richard Dehmel, Ludwig Renn und Arnold Zweig

Das Kriegstagebuch Dehmels beginnt mit einer Einleitung für seine Kinder. Diese kann einen heutigen Leser schon verwundern, denn sie hat mit den darin wiedergegebenen Vorurteilen gegen die Kriegsgegner von 1914 mehr gemein mit den späteren Diffamierungen der Nationalsozialisten als mit der Wirklichkeit, wie Dehmel sie selbst darstellte. Da begegnen Sätze wie:

„Die französische Nation hat sich überlebt; beklagenswert, aber wohl kaum zu ändern, wenn sie sich nicht rechtzeitig durch einen Blutbund mit Deutschland auffrischt. Was sie für die humane Kultur geleistet hat, das haben wir in uns aufgenommen; vielleicht noch nicht vollkommen verarbeitet,...“¹¹

¹⁰ Ebd. S. 50.

¹¹ Dehmel, S. 9.

Aber auch die Engländer werden auf ein seltsames Niveau herabgewürdigt:

„Fischblütig ist dieses Inselvolk, umsichtig, ruhig gewandt, verschwiegen und von unersättlicher Beutegier; alle warmblütigen Tugenden läßt es unter gleißnerischem Anstand verkümmern. Rücksichtslose Gewinnsucht ist die Triebfeder seiner berühmten Politik, bemäntelt durch gute Behandlung der Schafe, die sich ohne viel Widerstand scheren lassen...“¹²

Doch je länger Dehmel an der Front das wahre Gesicht des Kampfes und der allgemeinen Stimmung aufnimmt, umso objektiver wird der notierte Bericht seines Erlebens. Er erweist sich bald als unvoreingenommener Beobachter und löst sich von seinen durch die Propaganda angeheizten Vorurteilen. Die Überzeugungskraft der Fakten wird stark und stärker. Und er bekennt unumwunden als er die Qualität der französischen Artilleriemunition feststellen muß:

„Auch hierin zeigt sich wieder, daß unser einziger militärisch ebenbürtiger Gegner Frankreich ist (und vielleicht noch Japan); England und Rußland sind uns nur ökonomisch gefährlich. Traurig, daß gerade die beiden mutigsten und auch geistig kühnsten Nationen Europas einander das beste Blut abzapfen, verbündet

¹² Ebd. S. 11.

könnten wir die Welt beherrschen, wie einstmals unter Karl dem Großen.“¹³

Parallel dazu läßt sich konstatieren, daß seine anfängliche Kriegsbegeisterung wie seine Überzeugungen unter den mühsamen Anforderungen des Stellungskrieges mit seinen Schanzarbeiten dahinzuschmelzen beginnt:

„Bei derlei Unverträglichkeiten...liegt die Frage schauderhaft nahe, ob nicht die ganze Kriegsbegeisterung fürs teure Vaterland und liebe Volk bloß ein Augenblicksrausch wie andre war...freilich, die Not eines ganzen Volkes ist etwas wunderbar Großartiges, und weil sie die Einbildungskraft erregt, bringt sie Heldentaten in Masse hervor. Aber ist das sonderlich deutsch? Ich glaube, das ist in der ganzen Menschheit so, auch bei Kosaken und Zuaven.“¹⁴

Ernstzuzunehmen als eine historische Quelle sind die Aufzeichnungen Dehmels schon, und das gilt auch für Renn und Zweig. Zwar begegnen sich bei Ludwig Renn reales Erleben und zugleich Erfindung, aber die Fiktion verändert das wirkliche Bild des Kriegsgeschehens nicht. Renn ist das Pseudonym für den Offizier Arnold Friedrich Vieth von Golssenau. Er stammte aus dem sächsischen Uradel, sein Vater war am sächsischen Königshof hoch geachteter Prinzenerzieher. Doch der erste Satz seiner Kriegserlebnisse beginnt: „Ich war am

¹³ Ebd. S. 162.

¹⁴ Ebd. S. 167.

Tage der Mobilmachung Gefreiter geworden.“ Das ist nicht eigentlich eine Fiktion, sondern ein schriftstellerischer Kunstgriff, erlaubt doch eine solche Einführung des Ich-Erzählers, die Perspektive zu wechseln. Es ist nicht der privilegierte, aristokratische Offizier, der den Krieg in allen seinen Facetten vom Ausmarsch über den Angriff, den Stellungskrieg, das Lazarett und den Heimaturlaub erlebt, sondern ein Gefreiter und beförderter Unteroffizier, der alle Strapazen mit seinem Zug an der vordersten Front teilt. Das erhöht nicht nur die Unmittelbarkeit der Darstellung, sondern stärkt auch die Glaubwürdigkeit dadurch, daß er das Verhalten des einfachen Soldaten mit denen der Offiziere überzeugend vergleichen kann.

Ludwig Renn stand während des Frankreichfeldzuges durch Belgien und Flandern in den gleichen hart umkämpften wie schauerlichen Frontabschnitten wie Edlef Köppen oder Ernst Jünger. Die Ausgangsbedingungen für seine Schilderungen, die Eindrücke von Landschaften und Ortschaften sind annähernd die gleichen. Was ihn mit Köppen verbindet, ist die zunehmend kritische und in der Summe der dargestellten Begebenheiten auch antimilitaristische Einstellung seines Werkes, wenn auch seine weltanschauliche Grundlage eine andere war und werden sollte. Seit 1928, also ein Jahr bevor sein Werk veröffentlicht wurde, gehörte Renn der KPD an und wurde bald darauf Sekretär des „Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“ in Berlin, der von Johannes R. Becher geführt wurde. 1933 wurde Renn

verhaftet und für drei Jahre ins Gefängnis gesteckt. Renn schildert, was den nationalsozialistischen Machthabern nun auf keinen Fall gefallen konnte, wie rasch sich die Kriegsbegeisterung der jungen Soldaten im Alltag verbrauchte. Doch trotz aller Schrecknisse waren es nicht die Gefahr, die Angst um das eigene Leben, die Last der körperlichen Strapazen, welche die Einstellung zum Dienst an der Front veränderten. Renn stellt das am Beispiel eines einfachen Soldaten seiner Einheit, namens Kaiser, dar¹⁵:

„Kaiser zog sich auch immer mehr von den anderen zurück. Er litt unter den Nichtigkeiten des Schützengrabenkrieges. Ich verstand sehr wohl, daß er mit Begeisterung ins Feld gegangen und daß es für ihn eine qualvolle Anstrengung war, sich die Begeisterung zu erhalten, wenn er mit seinen schwachen Armen Eisenbahnschienen zum Unterstand tragen und nun schon Monate hindurch an einer Stelle Posten stehen mußte, wo er nicht einmal die französischen Gräben sah. Aber ich konnte ihm nicht helfen. Wenn ich einmal kriegsbegeistert gewesen war, wie nach dem Uebergang über die Maas, war meine Begeisterung schnell abgestanden, und ich hatte mich nach anderen Gefühlen gesehnt.“

Wer einmal die Motivation im Frontalltag verloren hatte, erlangte sie kaum je wieder. Ludwig Renns Einfühlungsvermögen, und das macht seinen Bericht

¹⁵ Renn. Ludwig: Krieg, Frankfurt am Main 1929, S. 164.

immer noch als Zeitzeugnis literarischer Gestaltung lesenswert, verleiht den dargestellten Personen Charakter und Glaubwürdigkeit. Er selbst schildert wenige Seiten nach dieser kleinen Charakterstudie seine eigene geistige Verfassung. Zur Ermunterung der Truppe wurden von vielen Verlagen oder Hilfsorganisationen kostenlos Bücher an die Front geliefert. Eines Tages befand sich unter einer Sendung auch eine Geschichte der Philosophie. Zwar ärgerte sich Renn über diese wenig sensible Zuwendung, aber für ihn persönlich kam dieser Band gerade recht. Er las ihn bis zum Ende. Lektüre und die Niederschrift seiner Fronterlebnisse gehörten zu seinen wichtigsten Beschäftigungen in den üblichen Kampfpausen:

„Schon zum drittenmal beschrieb ich das Gefecht von Lugny. Wenn ich vom Schreiben aufstand, froh ich und war steif, aber dann war auch eine Heiterkeit in mir, die alles hell machte, was ich sah. Dagegen sah ich, wenn ich von der Philosophie aufstand, alles grau und grämlich.“¹⁶

Und genau dieses Gefühl der mangelnden Zusprache im geistig-seelischen Bereich löste das Weltbild seiner Herkunft auf:

„Am Abend, wenn ich auf dem Stroh lag, kam mir dann wohl ein Gedanke. Aber wenn ich ihn am Morgen nüchtern prüfte, warf ich ihn wieder weg. Was fehlte,

¹⁶ Ebd. S. 173.

war immer im Grunde dasselbe, und doch wußte ich nicht, was es war. Gewiß, dachte ich, fehlt es mir nur an irgendeiner Erkenntnis. Und ich suchte weiter in der Philosophiegeschichte. Nach zwei Monaten hatte ich das Buch durchgequetscht und stand eines Nachmittags von der letzten Seite auf, mit nichts. Jeder Philosoph sagt etwas anderes, und darunter die neuesten recht gleichgültigen Dinge. Eine Weltanschauung gibt es eben nicht, weil es viele gibt und alle weder falsch noch wahr sind. Ich gab die Hoffnung auf, weiterzukommen.“¹⁷

Renn betonte ernsthaft, daß er nun an nichts mehr glaubte. Die alten Wertvorstellungen hatten ihre Bindekraft für eine Lebensgestaltung unter den extremen Bedingungen des Frontalltages verloren. Nach der Trennung von philosophischen Einsichten lösten sich meist auch die Klammern der Religion. Zurück blieben Leere und Illusionslosigkeit. Erinnern wir uns an Köppen. Anhand des ersten Briefes an Maria Fellenberg nach dem Waffenstillstand am 21. November 1918 hatten wir gesehen, wie desillusioniert der Leutnant der Reserve Köppen, aus Heilanstalt und aus dem Heer entlassen, in das Leben zurückkehrte. Für Köppen, Renn und die Kriegsjahrgänge stellte das aber kein Einzelschicksal dar, und der innere Zusammenbruch, die Auflösung des Weltbildes der Zwanzigjährigen sollte sich fortpflanzen. Die Jugend als nachfolgende Generation, die den Krieg und die

¹⁷ Ebd. S. 174.

Niederlage, die Zerstörung aller Hoffnungen und Träume, den Sturz des Kaisers erlebt hatte und mit ihm die festgefügte Ordnung des Staates aufgegeben fand, wuchs in eine viel größere Unsicherheit hinein. Der Tod hatte fast in jede Familie Lücken gerissen. Nichts sollte je wieder wie früher werden, und zudem sollte auch noch die Demütigung der Nation durch die andauernde Bedrückung durch die Siegermächte, vor allem durch Frankreich, das Selbstwertgefühl der Kriegsjugend ständig auf dem Gleichgewicht heben. Eine solche Generation war durch eine auf diese Stimmungslage abgestellte Propaganda rasch für eigene Zwecke zu missbrauchen, und das mußte nicht unbedingt nur die nationalsozialistische sein. Aber für die bürgerlichen oder humanistischen Ideale war sie kaum noch zu rekrutieren. „Der Weltkrieg als Erzieher“ lautet der Titel einer sorgfältigen Darstellung von Arndt Weinreich aus diesem Jahre 2013. Darin zitiert der Autor die Analyse eines Sonderheftes des „Jungen Deutschlands“, das die innere Haltung der Kriegsjugend einfühlsam wiedergibt:

„Als wir zu denken und zu fühlen begannen...war Krieg...Seltsame Jahre des Werdens, da der Vater für viele von uns den Nimbus einer Märchenfigur erhielt, er war fort, weit weg...Unser Spielzeug bestand aus Granatsplittern, Patronenhülsen, Kokarden, Koppeln...und unsere Schulmappen trugen die Bilder von Seeschlachten, feuernden Geschützbatterien, Reitern, Soldaten, Fahnen – die Embleme unserer Kindheit. Unser Gehirn war voll davon, und unsere Phantasie gab die Bilder wieder in Traum und Spiel.“

Natürlich hatte eine solche jahrelang aufsteigende Phantasiewelt seine Konsequenzen, psychologische Auswirkungen für das Selbstverständnis:

„Wir sind dabei nicht kriegslüstern und würden... keineswegs heroischer denken und wirken als der letzte Gemeine in den Schützengrabenlöchern der zusammenbrechenden deutschen Novemberfront von 1918. Wir erscheinen uns ihnen gegenüber nicht vollwertig genug, das ist es: obwohl wir nicht an das reinigende Stahlbad glauben können, obwohl wir wissen, daß es um die Vertiefung des Nationalbewußtseins...durch den Krieg ein heikles Ding ist.“

Arnold Zweig, der als Soldat ebenfalls wie Köppen und Renn in Frankreich stand und die so verlustreichen Kämpfe um Verdun miterlebt hatte, sah aber auch in die Szenerie hinter der Front. Er wurde zuletzt Schreiber in der Presseabteilung des Oberkommandos Ost in Kowno (Kaunas) und hatte dadurch einen hervorragenden Einblick in das Leben in der Etappe. Sein bekanntestes Werk eigenen Erlebens zum Kriegsgeschehen wurde die „Erziehung vor Verdun“. Diese Kriegsdarstellung, die in epischer Breite ausfiel und doppelt so umfangreich wie die Bände Köppens, Renns oder Jüngers wurde, zeigt viel stärker eine romanhafte Anlage. Charaktere werden durch den ganzen Band verfolgt, Gespräche ausführlicher wiedergegeben, Meinungen ausgetauscht, moralische Betrachtungen angestellt, kunstreiche

Handlungsstränge gelegt. Durch den erweiterten Rahmen seiner Darstellung erhält man einen guten Einblick in die Probleme der Versorgung des Heeres und in den Alltag der Administration. Der Anfang seines Romans mit der Überschrift des Ersten Kapitels „Abdrehung eines Wasserhahns“ läßt erst durch seine stilistische Ausgewogenheit und wortreiche Ausdrucksweise allmählich an ein unbarmherziges tödliches Ringen denken. Der Leser befindet sich in überraschender Unmittelbarkeit in einem mörderischen, detailreichen Schlachtgeschehen: ¹⁸

„Die Erde ist eine gelbgrün gefleckte, blutgetränkte Scheibe, über die ein unerbittlich blauer Himmel gestülpt ist wie eine Mausefalle, damit die Menschheit den Plagen nicht entrinne, die ihre tierische Natur über sie verhängt.

Seit Mitte August stand die Schlacht. Jetzt, Mitte Juli, zerstampften die Geschütze noch immer die Senke zwischen dem Dorf Fleury und dem Fort Souville. Hin und her rollte dort eine Walze von Explosionen; Rauchschwaden, giftig zu atmen, Staubwolken, pulverisierte Erde und herumfliegende Brocken von Steinen und Mauerwerk verdunkelten die Luft, Legionen von Spitzkugeln durchpiffen sie, große und kleine Stahlsplitter durchsiebten sie unermüdlich. Nachts flammte und gellte das Hinterland der Front vom Einschlag der Geschosse; tags fieberte die Bläue vom Schnattern der Maschinengewehre, vom Bersten der

¹⁸ Zweig, Arnold. Erziehung vor Verdun, Amsterdam 1935, S. 9.

Handgranaten, vom Heulen und Winseln verlorener Menschen. Immer wieder verwehte dort der Sommerwind den Staub der Sturmangriffe, trocknete den Schweiß der Stürmenden, die mit starren Augen und Kiefern aus ihren Deckungen kletterten, entführte höhnisch das Stöhnen der Verwundeten, den letzten Atem der Sterbenden.“

Zweig weiß seine Leser nicht nur in ein unglaubliches Geschehen zu ziehen, er hält sein stilistisches Niveau, so daß es schwer fällt, die Lektüre zu unterbrechen. Eine unbeteiligt wirkende Schilderung gibt es nicht. Zweig vermittelt so auch psychologische Aufrisse eines Hauptmanns Niggl im beschossenen Unterstand:¹⁹

„Ach, er steuerte bereits, ohne es zu wissen, in den Zustand, in welchem ihn das Zerstörende anzieht: erstes Zeichen der Zermürbung. Er erwacht von dem Stoß und dem Rollen der Explosion, die die Grundmauern des Forts von der Seite her zucken läßt.

Eisenbahnzusammenstoß, denkt er noch im Halbschlaf, ich liege im Schlafwagen Augsburg-Berlin, Beamtenbesprechung über die Ernennung Hindenburgs zum Ehrenbürger von Weilheim. Dann ist er wach, er liegt nicht im Schlafwagen, er liegt am verfluchtsten Ort Europas, das war ein schweres Kaliber, die Wiederholung von neulich, der Franzose schließt sich wirklich ein, von jetzt an, wird man keine ruhige Minute haben. Da, jetzt kommt es, jetzt geht es auf einen los,

¹⁹ Ebd. S. 189ff.

jetzt hat das letzte Stündlein geschlagen. Oh du heiliger Antonius, bitt für mich, jetzt und in der Stunde meines Ablebens; unbußfertig fahre ich zur Hölle, ewig wird meine Seele gesotten werden. Wo ist ein Priester – einen Beichtiger her! Und jetzt, da, jetzt, oh Jesus; da heult es heran, da zieht es einen Schweif von höllischen Wildschrei hinter sich her! Das ist der Teufel, der wiehernd heraufhaucht.“

Die gleiche durchdringende Schreibweise eines sich erst allmählich an den eigentlichen Kern der Mitteilung herantastenden Befund wählt der Schriftsteller Zweig auch, als er das System der Heeresverwaltung hinter der Kampfzone darstellen möchte:²⁰

„Alle größeren und kleineren Orte des Maas-Gebietes dienten den Deutschen als Stützpunkte, in ihnen hatten sie sich häuslich eingerichtet. Selbstverständlich bewunderte man die Taten der Front, ihre Entbehrungen, ihr Aushalten in Dreck und Feuer; das eigene Selbstgefühl jedoch ließ man darunter nicht leiden. Je weiter man nach hinten kam, um so klarer verwandelte sich der Krieg in ein System der Verwaltung, der Bewirtschaftung. Ein Beamtenkörper in Soldatentracht regierte hier, uneingeschränkt: ungern hören die Herren von späterer Rückgabe reden. Was sie brauchten, beschlagnahmten sie und bezahlten es mit gestempelten Papieren, die Frankreich später einlösen sollte. Reinlichkeit, strammer Dienst, das Militärische

²⁰ Ebd. S. 81.

an sich galt ihnen als oberste Werte. Daß sie in gescheuerten Steinhäusern wohnten, bäurisch und primitiv, ohne die Bequemlichkeit fließenden Warmwassers, gekachelter Wannen, lederner Polstermöbel, hielten sie für ein Opfer, für das sie Volk und Vaterland einmal entschädigen mußte; dies war ihr Krieg.“

Auch Richard Dehmel hatte bereits nach einem halben Jahr einen guten Einblick in die Etappe, das Leben hinter der Front, gewonnen:

„...ein nicht gerade erhebender Anblick, wie diese feisten Verwaltungsbeamten (Offiziere kann man sie kaum nennen) von den wirklichen Soldaten abstechen, denen man die Strapazen des Krieges anmerkt. Wie die Maden im Käse leben sie hier und beziehen dabei Gehälter, daß man sich fragt: wie ist es möglich. Ein Kriegsgerichtsrat z. B. der im Frieden ein schmal besoldeter Assessor des Kolonialamtes ist, bekommt hier draußen monatlich 830 Mark für seine lehnstuhldrückende Tätigkeit; übrigens persönlich ein ausnehmend netter Herr, der sich selbst darüber mokierte. Aber die meisten dieser Leute würden mit ernstester Miene Jeden als frechen Sozi verdonnern, der vorschläge, auch nur ein Viertel ihrer Gehälter von Staatswegen einzukassieren und für Invalidenpensionen zu verwenden. Und alle haben das E. K. und fast keiner hat ein Gefecht mitgemacht.“

Seine Kritik verschonte auch die Reserveoffiziere nicht:

„Immer wieder mache ich an den meisten Reserve-Offizieren, auch denen der Front, sobald das Gespräch auf Berufsverhältnisse kommt, die unangenehme Erfahrung, daß sie für später irgend einen persönlichen Vorteil, geschäftlichen oder gesellschaftlichen, aus ihren jetzigen soldatischen Leistungen erwarten. Wo bleibt nun da der Patriotismus, von anderen Idealen gar nicht zu reden.“²¹

Die häßliche Grimasse des Krieges in der Lyrik

In den Aufbruch der Moderne, verstärkt durch das Kriegsgeschehen, fiel in Deutschland der literarische Expressionismus. Diese ausdrucksstarke und nach neuen Formen suchende umfassende Strömung der gesamten Kunst stand unter dem Bewußtsein einer neuen Zeit, der Epoche der Industrialisierung, der sprunghaft wachsenden Großstädte, neuer Verbindungswege und ihrer stählernen Fahrzeuge. Dazu kamen soziale Veränderungen mit gewandelten gesellschaftlichen Organisationsformen und zu allem Überfluß auch noch der Krieg, der im Aufschrei der Dichter, der bildenden Künstler und selbst der Musiker ihr Echo finden sollte. Der Weltkrieg verwandelte alles nicht nur Europa und schuf zu den alten Problemen neue. Kunst wurde nicht mehr zum „Spaß für Bürger“ hervorgebracht, wie Stefan Wronski schrieb, der auch

²¹ Dehmel, ebd. S. 189.

erklärte: „Durch erschütternde Stationen haben wir unseren Selbstmord geführt.“²² Der Krieg verschonte die Traditionen nicht, aber noch schlimmer war, die Fronten verschlangen Menschen und darunter befanden sich auch Künstler aller Bereiche. Wolf Przygode gab 1919 das „Buch der Toten“ heraus, mit Gedichten von Hermann Kasack, Adolf von Hatzfeld, Kurt Heynicke, Max Herrmann-Neisse. Es war den „Toten gewidmet“.

Es wird über der Romanliteratur des Ersten Weltkrieges oft vergessen, daß es eine ausdrucksstarke Lyrik zu Krieg und Kriegsgeschehen, zu Tod und tiefster Demütigung der Humanität gegeben hat. Auch hier reichen die Traditionen ja weit zurück.

In der berühmten Zeitschrift „Die Aktion“ hatte Edlef Köppen seine ersten Gedichte veröffentlicht. Es waren Kriegsgedichte, Anklagen gegen das unerbittliche Töten unschuldiger Menschen, die für die Katastrophe keine Verantwortung trugen, aber den Blutzoll zu entrichten hatten. Unter den Opfern waren auch die Maler wie Franz Marc und August Macke, der hoffnungsvolle Komponist Rudi Stephan, u. a. die Lyriker August Stramm, Ernst Stadler, Reinhard Johannes Sorge, Gerrit Engelke, Alfred Lichtenstein. Am Ende seiner Kraft, inmitten der Verwundeten und Toten des Krieges, beging Georg Trakl Selbstmord. Von Ihm stammt das erschütternde Gedicht „Menschheit“.

²² Zit. nach Expressionismus, Katalog der Ausstellung im Deutschen Literaturarchiv Marbach 1960, S. 125.

Menschheit

Menschheit vor Feuerschlünden aufgestellt,
Ein Trommelwirbel, dunkler Krieges Stirnen,
Schritte durch Blutnebel; schwarzes Eisen schellt;
Verzweiflung, Nacht in traurigen Gehirnen:
Hier Evas Schatten, Jagd und rotes Geld.
Gewölk, das Licht durchbricht, das Bendmahl.
Es wohnt in Brot und Weis ein sanftes Schweigen.
Und jene sind versammelt zwölf in Zahl.
Nachts schreien im Schlaf unter Ölbaumzweigen:
Sankt Thomas taucht die Hand ins Wundemal.

Das Gedicht sollte nicht nur auf diesen schrecklichen Hintergrund Krieg deuten, sondern auch noch eine schreckliche Geschichte nach sich ziehen. Während der deutschen Besetzung der Niederlande im Zweiten Weltkrieg hat ein holländischer Drucker diese Verse als Flugblatt vervielfältigt und verteilt. Dafür wurde er noch am 10. April 1945 von der Gestapo hingerichtet.

Von Ludwig Bäumer erschien bereits am 2. Januar 1915 ein Gedicht „Den Gefallenen der Aktion“, gewidmet drei Dichtern: Hans Leybold, Charles Péguy und Ernst Stadler:

Den Gefallenen der AKTION

Hinter euch brach es entzwei ...
Und plötzlich fühlte ihr euch unter dem großen
Schatten

Und wußtet, daß die Dinge euch verlassen hatten
Und nicht ihr sie – und ihr staunet in das Vorbei.

Dann habt ihr gelernt, was Alleinsein ist.

Wie habt ihr euch gebäumt !

Und in euren Hirnen hat es geträumt:

Bleichblanke Bilder und viel Sehnsucht um Frist.

Oh! Und der Gedanke an Verlust ! Entsetzendes

Entsetzen !

Wie er euch hochriß aus euren braunen Wunden.

Ihr habt geschrien und eure Arme aus den Gelenken

gewunden,

Sie der Flucht aus euch hinterherzuhetzen.

Wie es euch lästert, das Vollbringen – ...

Ihr seid unter einen fremden Himmel geritten –

Oh dunkles Schon !

O Tod auf deinem pfeifenden Schlitten,

Laß ihrer Leiber Landschaft frühlingen.

Charles Péguy war ein französischer Lyriker, der in der Marneschlacht auf französischer Seite gleich im ersten Jahr des Krieges sein Leben verlor. Im selben Jahre fielen auch die expressionistischen Lyriker Ernst Wilhelm Lotz und Ernst Stadler. Walter Hasenclever, selbst Soldat von 1914-1916, verfaßte zum Andenken an Ernst Wilhelm Lotz die „Ode an einen Toten“:

Ode an einen Toten

Wir sind versammelt in Deinem Bilde.

Sturz der Legionen weht vor Dir her.
Schöner Kranz in dem Sterngefülle:
Wolken treiben dein Antlitz nicht mehr.

Du sahest Frauen mit weißen Knien
Die Nächte durchflügeln der sterblichen Zeit;
Schwärme von kleinen Tieren fliehen
Ergriffen Dir nach in die Ewigkeit.

Blonde Locke auf stürmenden Haaren
Schufst Du aus der urwelt Land.
Denn gebändigt vielen Jahren
Lebt die Kraft in Deiner Hand.

„Auf Stadlers Grab“ heißt der Titel des lyrischen Nachrufs auf diesen Dichter von Rudolf Leonhard, Kriegsfreiwilliger wie Köppen, doch später vor ein Kriegsgericht gestellt. Stadler, der u.a. in Oxford studiert hatte, wirkte als Professor für Germanistik an der Universität Brüssel und erhielt einen Ruf nach Toronto (Kanada), den er wegen Einberufung nicht Folge leisten konnte. Er fiel bei Ypern durch eine englische Granate:

Auf Stadlers Grab

Ich weiß nicht, wo er liegt. Ich weiß nicht, wo er fiel.
Er lag vielleicht schon, mit gefalteten Brauen
auf einem Feind, den er liebte zu schauen?
Ich weiß nicht: wand er sich im Krampf? War's Traum
und Spiel?

Ich weiß nur: viele ferne Herzen sind verwaist.
Und weiß: wenn er nach seinem Grabe fragt,
da keine Säule unter Kreuze ragt,
seine Stimme besteht und sagt:
Nichts ist vergänglich. Hart besteht der Geist.

Kurd Adler fiel im Juli 1916, und Erwin Piscator
widmete ihm das Gedicht „Kurd Adler getötet!“, das
einem empörten Aufschrei gleichkam.

Kurd Adler getötet

Kurd Adler sprich, schrei auf, zerbrich im Schrei!
Nein, nein, das bist nicht du, nicht du mit deinen stillen
weiten Augen
und wehem Lächeln um den Mund. Sind deine Hände
nicht,
die eines Kreuzes Fluch zersplittern könnten.
Die sind nur weiß und liegen im Gebet auf steiler
Wunde.
begrenzen sie, und diese halbversprochenen Lippen
bleichten
als trauriger Wind dem Mohn die roten Blüten nahm.
Nahm – nahm – ...Doch du, du gabst
gabst mir so viel, wie weiße Kreuze hell in heidegrauer
Öde blinken,
gabst mir zuletzt noch Tränen, die erlösten.

Im September 1916 starb August Stramm als
Hauptmann während eines Sturmangriffs nach über
siebzig Schlachten und Gefechten in Westrußland. Er

gehört durch den unverwechselbaren Ton seiner verknüpften Verse, die sich von dem strengen Korsett der Grammatik befreien, zu den einflußreichsten Lyrikern des Expressionismus. Seine Kriegsgedichte urden in der Zeitschrift „Sturm“, herausgegeben von Herwarth Walden, veröffentlicht. Seine stilistische Prägnanz krönt ein Gedicht wie „Patrouille“:

Patrouille

Die Steine feinden
Fenster grinst Verrat
Äste würgen
Berge Sträucher blättern raschlig
gellen
Tod.“

„Schlacht“ heißt eines seiner letzten Gedichte.

Schlacht

Ächzen ringt
und
stampfet in die Erde
Packen würgt
und
windet wühlt und stemmt
die Lüfte stehn
und klammern krampfzerrissen
Zerfetzt kracht
und

schellet gell zu Boden
das Wasser stockt
die Hoffnung bebt und starrt
die Ahnung blutet
Schreien wächst empor
das Leben flammt
die letzten Brände
sprühen
wild
krallt
das Sterben
auf
zum Himmel
das Taglicht stickt
die Nacht
flort um
das Grabtuch
die Erde hüllt und Liebe spreizt den Schoß
die Sterne zittern
Strahlen brücket über
die Zeit klimmt an
und
Lächeln sammelt Tropfen
und Sammeln Lächeln
Lächeln Sammeln Schreiten
und
Sammeln schreitet
Lächeln Schreiten Schwinden
und
Schreiten schwindet
Schwinden Lächeln Schreiten

und
Schwinden schreitet nach
dem sturen Raum.

Die Auswirkungen eines verlorenen Krieges auf die Stimmung eines Volkes lassen sich nicht vereinfachen – auch nicht durch die Aufzählung seiner Verluste, so schwer sie auch wiegen und die Erinnerung bewegen mag. 2011 bereits begann die Staatsbibliothek zu Berlin mit der Koordinierung einer digitalisierten, europaweit angelegten Sammlung von Kriegszeugnissen.

Im Juni 2013 gab das Deutsche Historische Museum in Berlin bekannt, es plane für das Jahr 2014 eine Überblicksausstellung über das Kriegsgeschehen und seine Folgen. Nun ist das anhand der unendlich reichen Archive leicht in die Tat umzusetzen. Aber der interessante Aspekt ist, daß man sich vor allem auf Fotoalben, Tagebücher und Feldpostbriefe stützen möchte. Wenn das Ganze ohne ideologische Prämissen stattfinden könnte, wäre das zu loben. Doch kehren wir noch einmal zurück zu Köppen. Sein schriftstellerisches Werk ist zwar eingebettet in die Auseinandersetzung mit dem schmerzhaft erlebten Krieg, aber die Auseinandersetzung mit der Person des Autors und seiner Zeit, mit seinem Engagement im öffentlichen Wirken für die Bewegung des Pazifismus ist noch längst nicht als abgeschlossen zu werten. Vor allem die Anfänge über seine Krieggedichte hinaus liegen noch weit im Dunkeln. Edlef Köppen scheint schon bald gegen das Ende des Krieges zu die Absicht verfolgt zu haben, nicht nur weiterhin Gedichte über das Erlebte zu

schreiben und zu veröffentlichen, wie er es bereits 1915 in der Zeitschrift „Die Aktion“ getan hatte, sondern eine der Wirklichkeit nahekommende Darstellung über dieses schreckliche Geschehen zu gestalten. Er hatte anscheinend wenige Jahre nach Friedensschluß damit begonnen, das Kriegsgeschehen zu dramatisieren. In einem Brief an Hete Witt, seine spätere Frau, schrieb Köppen:

„Ja - Liebste - das Drama... Das ist mir ganz klar: ich kann wieder arbeiten. Es ist ja nicht tot! Es ist ja nicht tot. Es ist so grauen grauenhaft: es kratzt an den Sargdeckel immer wieder - - vorige Nacht war alles wieder da - - . Wenn es doch endlich geschrieben wäre! Ich glaube, das wird ein großes, trostloses Drama, das die Menschen ganz tief zusammenschlägt.“²³

Doch scheint Köppen alle bereits begonnenen Szenen und Entwürfe vernichtet zu haben, als ihm klar wurde, daß allenfalls ein Romanwerk seine Erlebnisse, seine Studien, seine weltanschaulichen Schlußfolgerungen wiedergeben könnte. So müssen wir uns mit seinem großen Werk „Heeresbericht“ als literarisches Meisterwerk begnügen. Die Briefe Köppens an Maria Fellenberg bilden die wichtigste Quelle, um die Entwicklung Edlef Köppens, als Charakter und als Schriftsteller eines Hauptwerks der Weltkriegsliteratur

²³ Unveröffentlichter Brief vom 4. 1. 1922 im Teilnachlaß Köppens in der Stadt- und Kreisbibliothek „Edlef Köppen“ in Genthin.. Für den Hinweis danke ich Frau Edeltraut Herrmann vom Freundeskreis „Edlef Köppen“ in Genthin. Folgeschäden durch eine schwere Lungenquetschung infolge Verschüttung nach Artilleriebeschuß zwangen Köppen immer wieder zu Sanatoriumsaufenthalten, die lange Arbeitspausen erforderten und auch zu seinem freiwilligen Ausscheiden aus dem Gustav Kiepenheuer Verlag führten.

nachvollziehen zu können.